

FRIEDMANN HARZER

»... AUF RÜCKEN UND ACHSELN STAUBIG
UND SOGAR FLECKIG«

Franz Kafka bei Rudolf Steiner

Prag, Viktoriahotel, drei Uhr nachmittags: Der große Rudolf Steiner hält Sprechstunde. Ein völlig unbekannter Dichter tritt in das helle Zimmer. Steiner schweigt. Der Dichter beobachtet die Szene, hält eine kleine Rede, registriert wieder: den Raum, den Tisch, den Doktor. Kaum Ansätze zu einem Dialog, eher ein Aneinander-vorbei-Schweigen. Jedenfalls will es »Mein Besuch bei Dr. Steiner« so, eine Tagebuchversion dieser Begegnung. Was bringt ihren Autor überhaupt dazu, dem Meistertheosophen Ende März 1911 seine Aufwartung zu machen? Was interessiert den achtundzwanzigjährigen Franz Kafka an einer Anthroposophie, die damals noch Theosophie heißt? Die Quellen sind rar. Aus einigen Tagebucheinträgen läßt sich diese Geschichte aber doch rekonstruieren.

Neugierig wird Kafka durch einen Vortragszyklus, den Steiner über »Eine okkulte Physiologie« vom 20. bis zum 28. März 1911 in Prag hält. Er hört sich den sechsten dieser Vorträge an: »Das Blut als Ausdruck und Werkzeug des menschlichen Ich«. Steiner sieht im Blut das »Werkzeug« oder den »Ausdruck« des menschlichen Ich: »Und wenn wir uns so anschauen mit unserem Blutsystem, das fortwährend allen Regungen des Ich folgt, so sagen wir uns: Im regsamen Blut drückt sich uns so recht aus das menschliche Leben.« Damit redet der Theosoph einem um die Jahrhundertwende verbreiteten psychophysischen Monismus das Wort, vor dessen Tiefsinn sich Kafka in die Kunst der Oberflächenbeschreibung retten wird. Zur Zeit der Prager Vorträge ist Steiner bereits neun Jahre Generalsekretär der deutschen Sektion der theosophischen Gesellschaft, eine Funktion, in der er zahlreiche Vortragsreisen durch ganz Europa unternehmen muß. Kaum verwunderlich, daß Kafka vor allem die »retorische Wirkung« Steiners wahrnimmt: »Behagliche Besprechung der Einwände der Gegner, der Zuhörer staunt über diese starke Gegnerschaft, weitere Ausführungen und Belobung dieser Einwände, der Zuhörer geräth in Sorge, völlige Versenkung in diese Einwände als gebe es sonst nichts, der Zuhörer hält jetzt eine Widerlegung überhaupt für unmöglich und ist mit einer flüchtigen Beschreibung der Verteidigungsmöglichkeit mehr als zufriedengestellt.«

Steiners rhetorische Routine erscheint bei Kafka in keinem guten Licht. Sein Redegebaren wirkt sophistisch, nicht aufs Argument bedacht, sondern nur auf die thematisch »flüchtige« Suggestion.

Steiner folgt im März 1911 einer Vortragseinladung der Prager »Theosophischen Gesellschaft Adyar«, an deren Gründung Berta Fanta maßgeblich beteiligt ist. In ihrem Haus am Altstädter Ring trifft sich seit 1906 ein geistes- wie naturwissenschaftlich interessierter Kreis, der zunächst von zwei Freunden Kafkas geprägt wird, von Hugo Bergmann und Felix Weltsch. Man diskutiert neben den Schriften Franz Brentanos vor allem Kant, Fichte und Hegel, informiert sich aber auch über die Psychoanalyse und die Relativitätstheorie. Da sich Berta Fanta unter dem Eindruck zweier Vorträge Steiners im Dezember 1909 mehr und mehr der Theosophie zuwendet, orientiert sich auch ihr Salon zunehmend an Spekulationen über ›höhere Welten‹. Bei den Fantas hat Kafka wiederum Gelegenheit, Steiner zu beobachten. Bertas Tochter Else meint »während der Vorträge beobachtet zu haben, wie die Augen von Franz Kafka blitzten und leuchteten und ein Lächeln sein Gesicht erhellte«. Liest man die entsprechenden Erinnerungen im Tagebuch, ist man geneigt, dieses Blitzen und Lächeln auf Belustigung zurückzuführen.

Kafkas eigene Tagebuchaufzeichnungen springen zwischen konkreten Details und esoterischem Jargon, zwischen Hausmittelchen und hagiographischen Versatzstücken hin und her. Steiner scheint alles zu kennen und zu können. Er verkehrt mit Verstorbenen und schläft fast nicht, er steht »Christus sehr nahe« und inszeniert seine eigenen Mysteriendramen, er belehrt Naturwissenschaftler wie Geschäftsleute und ist selbst gegen notorische Trinker tolerant, er weiß Remeduren gegen Grippe wie gegen Gedächtnisschwund und kennt die Heilkraft von Farben und Bildern, er sieht, wer in Bälde sterben muß, und ernährt sich von »Mandelmilch und Früchte[n], die in die Höhe wachsen«, er besitzt telekommunikative Fähigkeiten – kurz: »Er ist vielleicht nicht der größte gegenwärtige Geistesforscher, aber er allein hat die Aufgabe bekommen die Theosophie mit der Wissenschaft zu vereinigen. Daher weiß er auch alles.« Wenige Tage vor seiner Begegnung mit Steiner versäumt Kafka auch nicht, ein Schlüsselerlebnis des Theosophen anekdotisch zu streifen, das im Salon Fanta kursiert: »In sein Heimatdorf kam einmal ein Botaniker, ein großer okkultur Meister. Der erleuchtete ihn.«

Zu einer Erleuchtung Kafkas ist es im Viktoria-Hotel dann aber nicht gekommen. Steiner sitzt, das Fenster im Rücken, am Ende des Tisches, Kafka ihm gegenüber in der Mitte. Und dazwischen »etwas Papiere mit paar Zeichnungen, die an jene der Vorträge über okkulte Physiologie erinnern. Ein Heftchen Annalen für Naturphilosophie bedeckt einen kleinen Haufen Bücher, die

auch sonst herumzuliegen scheinen«: der buchstäbliche Stoff, aus dem Steiners Vorträge sind. Die lakonischen Reminiszenzen an Steiners Auftritte in Prag zeigen, daß es dem angehenden Schriftsteller weniger um Steiners Theorien zu tun ist. Ihn bewegt vielmehr die Erscheinung, das Phänomen ›Steiner‹. Zur Lust an der Beschreibung gesellt sich in »Mein Besuch bei Dr. Steiner« eine »vorbereitete Ansprache«. »Mein Glück«, heißt es dort, »meine Fähigkeiten und jede Möglichkeit irgendwie zu nützen liegen seit jeher im Litterarischen. Und hier habe ich allerdings Zustände erlebt (nicht viele) die meiner Meinung nach den von Ihnen Herr Doktor beschriebenen hellseherischen Zuständen sehr nahestehen, in welchen ich ganz und gar in jedem Einfall wohnte, aber jeden Einfall auch erfüllte und in welchen ich mich nicht nur an meinen Grenzen fühlte, sondern an den Grenzen des Menschlichen überhaupt.« Wofür interessiert Kafka sich hier? Für die Theosophie? Oder – einmal mehr – nur für die Literatur? Sein von Max Brod überliefertes Bonmot, Theosophie sei »nur ein Surrogat für Literatur«, weist die Richtung: Okkultistische Erfahrungen setzt Kafka einer uralten poetologischen Enthusiasmuslehre gleich, deren Wirksamkeit er etwa während der euphorischen Niederschrift des »Urteils« »mit solcher vollständigen Öffnung des Leibes und der Seele« selber erfahren hat. Seine Argumentation aber bringt eine grundsätzlich skeptische Haltung selbst gegenüber diesem – scheinbaren – Berührungspunkt zur Sprache. Er nimmt die Parallele zwischen gewissen transpersonalen Erlebnissen und den eigenen Inspirationserfahrungen nämlich sogleich zurück und entfernt sich, beinahe unmerklich und scheinbar devot, wieder von Steiner: »Nur die Ruhe der Begeisterung, wie sie dem Hellseher wahrscheinlich eigen ist, fehlte doch jenen Zuständen, wenn auch nicht ganz. Ich schließe dies daraus, daß ich das Beste meiner Arbeiten nicht in jenen Zuständen geschrieben habe.« Die kleine Rede ist so in eine andere Bahn gelenkt, die Theosophie gerät aus dem Blick. Mit dieser Volte befindet sich sein Leser (und Steiner mag es nicht anders ergangen sein) unversehens im Strudel Kafkascher Gedankenströme, in denen eine Idee häufig nur auftaucht, um sogleich wieder abzutreiben.

Das sattsam bekannte Dilemma bürgerlicher Autorschaft, auf das Kafka auch in »Mein Besuch bei Dr. Steiner« zu sprechen kommt, macht mitnichten den Kern dieser Unterhaltung aus. Seine Erwähnung hat nur den Zweck, die Bedeutung der Theosophie weiter in Zweifel zu ziehen. Sie würde den Zwiespalt zwischen Brot- und Dichterberuf noch quälender machen: »Und zu diesen zwei nie auszugleichenden Bestrebungen soll ich jetzt die Teosophie als dritte führen? Wird sie nicht nach beiden Seiten hin stören und selbst von beiden Seiten gestört werden? Werde ich, ein gegenwärtig schon so unglücklicher

Mensch die 3 zu einem Ende führen können? Ich bin gekommen Herr Doktor Sie das zu fragen, denn ich ahne, daß, wenn Sie mich dessen für fähig halten, ich es auch wirklich auf mich nehmen kann.« Fast möchte man Kafkas Fragen für ein wenig scheinheilig halten. Ist er denn wirklich gekommen, um sich vom Dr. Steiner für die Theosophie begeistern zu lassen? Traut er ihm tatsächlich jenen Tiefenblick zu, der zu erkennen vermöchte, ob sich Kafka für die okkultistische Schulung auch eigne? Dagegen spricht nicht nur Kafkas narzißtisches Kreisen um die eigene literarische Arbeit, sondern vor allem auch seine fast despektierliche Betrachtung des Gesprächspartners am Anfang wie am Ende von »Mein Besuch bei Dr. Steiner«. Der Blick des Erzählers tastet zunächst in aller Ruhe Ambiente und Gestalt des Theosophen ab, dessen Sprachlosigkeit einen merkwürdigen Gegensatz zu Steiners esoterischer Eloquenz bildet: »Sein an Vortragabenden wie gewichst schwarzer Kaiserrock, (nicht gewichst, sondern nur durch sein reines Schwarz glänzend) ist jetzt bei Tageslicht (3h nachmittag) besonders auf Rücken und Achseln staubig und sogar fleckig. In seinem Zimmer suche ich meine Demut, die ich nicht fühlen kann, durch Aufsuchen eines lächerlichen Platzes für meinen Hut zu zeigen; ich lege ihn auf ein kleines Holzgestell zum Stiefelschnüren.« Steiner ist im Schein der Märzsonne einem besonders nüchternen Blick ausgesetzt. Von seiner »okkulten Physiologie« setzt sich Kafka mit einer »Physiologie des Sichtbaren« ab – einer literarischen Körperkunde, die gerade nicht unter die Haut geht und sich den Blick ins geheimnisvolle Rauschen des Blutes versagt. Hier zeigt sich zum ersten Mal eine Schreibweise, mit der Kafka auch andere »esoterische« Figuren beschreibend entzaubert. Zu denken ist vor allem an jene chassidischen Wunderrabbis, mit denen ihn Georg Langer und Max Brod zusammenbringen. Im Juli 1916 berichtet er Brod von einer Begegnung mit dem Belzer Rabbi in Marienbad. Der Brief beginnt mit Kafkas Bemerkung, er könne »das Ganze nur beschreiben, mehr als das, was man sieht, kann ich nicht sagen. Man sieht aber nur aller kleinste Kleinigkeiten, und das allerdings ist bezeichnend, meiner Meinung nach.« Dies liest sich wie eine nachgetragene Theorie zu jener »Physiologie des Sichtbaren« aus »Mein Besuch bei Dr. Steiner«. In ihrem Sinne endet der Text: »[Steiner] hörte äußerst aufmerksam zu, ohne mich offenbar im geringsten zu beobachten, ganz meinen Worten hingegeben. Er nickte von Zeit zu Zeit, was er scheinbar für ein Hilfsmittel einer starken Konzentration hält. Am Anfang störte ihn ein stiller Schnupfen, es rann ihm aus der Nase, immerfort arbeitete er mit dem Taschentuch bis tief in die Nase hinein, einen Finger an jedem Nasenloch«. Ein leicht verschnupfter Mystiker, der nicht hinsieht, um desto besser zu hören: In dieser Pose verabschiedet sich Rudolf Steiner aus Kafkas Werk. Ins physiologisch Okkulte weist

am Ende nur sein in der Nase bohrender Finger – dann bricht der Tagebuch-Eintrag unvermittelt ab.

Während sich professionelle Biographen nur für Kafkas Selbstdarstellung als jungen Schriftsteller interessieren, trifft ein Vierzeiler Robert Gernhardts zielsicher den Nerv von »Mein Besuch bei Dr. Steiner«: »Kafka sprach zu Rudolf Steiner: / ›Von euch Jungs versteht mich keiner!‹ / Darauf sagte Steiner: »Franz, / ich versteh dich voll und ganz!« Die ganzheitliche Hermeneutik des Theosophen muß am Nihilismus des Poeten scheitern. Auf den kann wohl nur der Reim des Humoristen noch angemessen reagieren.